



## Plötzlich tot? «Ja!» – «Horror!»

**Interview** Allerheiligen, Allerseelen, Totensonntag: Im November soll man der Verstorbenen und des Todes gedenken. Wir haben das mit zwei Zürcher Philosophinnen auf dem grössten städtischen Friedhof getan.

**Beat Metzler**

Blätter leuchten in der Abendsonne, eine Allee verschwimmt in feinem Nebel: Herbststimmung wie auf einem Kalenderfoto. Doch die Idylle trägt. Patrizia Hausheer und Vanessa Sonder spazieren vorbei an Kreuzen, Grabsteinen, Familiengrüften. Wir sind auf dem Friedhof Sihlfeld, um mit den zwei Zürcher Philosophinnen über den Tod zu reden.

**Wir alle liegen einmal auf einem Friedhof. Ist Ihnen das bewusst?**

*Vanessa Sonder:* Ich denke häufig an den eigenen Tod, unabhängig davon, wo ich mich gerade aufhalte. Wegen der geringen Gräberdichte kann man sich im Friedhof Sihlfeld aber gut wie in einem normalen Park fühlen.

*Patrizia Hausheer:* Ich muss anhalten, die Namen lesen, das Todesdatum. Dann beginne ich, mir die Geschichten der Toten vorzustellen. Das konfrontiert mich mit der eigenen Endlichkeit.

**Warum ist es so schwierig, an den eigenen Tod zu denken?**

*Hausheer:* Wir alle wissen, dass unsere Zeit begrenzt ist. Aber dieses Wissen bleibt abstrakt, fast wie eine mathematische Formel. Richtig einfahren tut es erst, wenn jemand stirbt, der einem nahesteht. Dann merkt man, dass es den Tod wirklich gibt. Trotzdem bleiben wir irgendwie davon überzeugt, dass es uns selber nie erwischt.

*Sonder:* Bei mir läuft das anders. Die Präsenz des Todes ist fast zu stark.

**Was ist klüger? Den Tod zu verdrängen oder sich mit ihm zu beschäftigen?**

*Sonder:* Mich erstaunt es, dass die meisten Menschen so selten an ihre Endlichkeit denken. Unbedeutendste Themen werden besprochen. Aber über das Sterben hört man wenig. Mir liegt dieses Fernhalten nicht. Ich muss meine eigene Vergänglichkeit annehmen. Sonst kann ich nicht leben.

*Hausheer:* Theoretisch ist es wichtig, dass man seine Sterblichkeit spürt. Bei mir löst das eine Art Lebenssucht aus. Was kümmere ich mich um Alltägliches, zahle Rechnungen, wenn doch jeder Moment der letzte sein könnte? Also versuche ich, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren, auf das, was das Leben lebenswert macht.

*Sonder:* Zum Beispiel?

*Hausheer:* Intensität, Tiefe. Ich stelle mir etwa vor, dass ich im Sterben läge. Welche Versäumnisse würde ich bereuen? Was glaubte ich, verpasst zu haben? Dann versuche ich genau diese Dinge zu tun. So entsteht ein erfülltes Leben.

*Sonder:* Ich will vielmehr diese Grund-Traurigkeit loswerden, akzeptieren lernen, dass ich irgendwann gehen muss.

*Hausheer:* Und wie funktioniert das?

*Sonder:* Ich weiss es nicht. Es braucht eine gewisse Bescheidenheit gegenüber sich selber. Man muss die eigene Exis-



Hier übernachten? Unmöglich. Patrizia Hausheer (links) und Vanessa Sonder auf dem Friedhof Sihlfeld. Foto: Fabienne Andreoli

tenz stärker in die Natur einbetten. Aus einer bestimmten Sicht ist der Tod ja einfach Zustandsveränderung. Man kann sich fragen: Was macht den Zustand des Lebens so besonders wertvoll? Aber das hilft mir nur beschränkt über die Traurigkeit hinweg. Das Sich-Abfinden mit dem eigenen Tod ist für mich eine der grössten Lebensaufgaben.

**Intensität oder Bescheidenheit?**

**Was gilt jetzt?**

*Hausheer:* Beim Tod gibt es kein richtig oder falsch. Was vielleicht daran liegt, dass wir ihn nicht fassen können. Der Tod bleibt ein leerer Begriff. Man denkt ihn immer aus der Perspektive der Lebendigkeit. Wirklich erleben kann man ihn aber nicht, im entscheidenden Moment hört man ja auf zu existieren.

*Sonder:* Gleichzeitig lassen sich der Tod und das Leben nicht trennen. Einziger der

Tod gibt unserem Dasein einen Sinn. Und er ist etwas sehr Individuelles. Niemand kann für dich sterben.

**Sie beide gehen davon aus, dass es kein Leben nach dem Tod gibt.**

**Würde eine solche Überzeugung nicht entlastend wirken?**

*Hausheer:* Es ist schwierig, etwas zu glauben, nur weil man überzeugt ist, dass es einem guttun würde. Aber wahrscheinlich brächte der Glauben an ein ewiges Leben eine Entlastung.

*Sonder:* Wirklich? Dann drängen sich doch wieder neue Zweifel auf: Was kommt nachher? Ist es besser? Ich habe auch Mühe, mich losgelöst vom Körper zu denken. Nehmen wir an, es gäbe so etwas wie eine Seele, und diese würde in einer völlig anderen Gesellschaft in einen völlig anderen Körper wiedergeboren; in diesem Fall wäre ich nicht mehr derselbe Mensch.

*Hausheer:* Aber das, was dich ausmacht, deine Identität, ist doch nicht dein Körper. Natürlich wird man geprägt durch die Umwelt, aber der Geist lässt sich nicht an der Materie festmachen.

*Sonder:* Es gibt die Theorie, dass das Ichgefühl nur ein flüchtiges Phänomen ist, erzeugt durch den eigenen Körper. Dieser Gedanke macht den Tod ein wenig akzeptabler.

**Viele Menschen wünschen sich einen Tod aus dem Nichts, ein plötzliches Aus, ohne Ankündigung. Warum?**

*Hausheer:* Auch ich bevorzugte ein solches Ende. Es macht einen riesigen Unterschied, ob man sein Todesdatum relativ genau kennt, etwa bei einer Krankheit. Oder ob man nur weiss, dass man irgendwann sterben wird. Dies lässt die Illusion offen, dass es niemals geschieht. Wenn man nicht weiss wann, dann könnte es auch niemals sein. Daher kommt wohl der Wunsch nach einem Ende aus dem Nichts.

*Sonder:* Ich kenne diesen Wunsch nicht. Im Gegenteil. Für mich ist es eine Horravorstellung, im Schlaf zu sterben. Ich will den Prozess des Sterbens miterleben, soweit dies möglich ist.

Der Abend wird zur Nacht, die Umrisse der Gräber zeichnen sich schwarz vom Himmel ab. Das Knirschen des Kieses klingt jetzt stärker.

**Hätten Sie Angst, die Nacht auf dem Friedhof zu verbringen?**

*Sonder:* Rein rational müsste ich sagen: kein Problem. Für mich gibt es ja nichts nach dem Tod. Also kann ein Friedhof kein bedrohlicher Ort sein. Trotzdem hätte ich Mühe damit. Wie wohl die meisten Menschen.

*Hausheer:* Der Tod bleibt das grosse Unbekannte. Das lässt uns erschauern.

*Sonder:* Vielleicht wirken einfach Jahrhunderte des Aberglaubens nach.

*Hausheer:* Nein, da gibt es mehr. Hier liegen die Überreste von Menschen, die einmal so lebendig waren wie wir.

B-Side

**Belgien und die Anstandsregeln**

**Grosse Fragen** Kürzlich vor dem Bahnhof Süd in Brüssel. Es war ein warmer Mittwochmorgen, und ich musste zwei Stunden bis zur Weiterfahrt nach London überbrücken. Warum also nicht einen Augenschein nehmen, etwas von der belgischen Hauptstadt aufschnappen, wenn es denn irgendwie geht. Dumm nur, dass die Gegenden um den Bahnhof in der Regel nicht besonders attraktiv sind. Wie in jeder Grossstadt gibt es auch in Brüssel die eine oder andere Figur, die herumirrt, Unverständliches von sich gibt oder irgendwo kümmerlich am Boden sitzt.

Eine von ihnen, weiblich, viel zu grosser Pulli, steuerte geradewegs auf mich zu, als ich den Bahnhof verliess, und sprach mich in einem sehr bestimmten Ton an. Ob ich den Schriftsteller Viktor irgendwas kennen würde. Er war mir unbekannt, und auch sonst war ich gerade nicht für literarische Gespräche aufgelegt, also ignorierte ich sie, wie ich das auch in Zürich mit den meisten Leuten, die mich unverhofft anquatschen, mache. Ein Fehler. Denn meine (Nicht-) Reaktion bewirkte einen regelrechten emotionalen Sturm seitens der Frau, die mich nun von der Seite anschrie. Wieder schaltete ich auf Ignorieren, worauf die Person vollends die Nerven verlor und mir klarmachte, dass man in Belgien mit den Menschen rede, wenn sie einen ansprechen. Dass man ihnen in die Augen schaue. «Ein Argument», dachte ich mir, Anstandsregeln gelten schliesslich für alle. Wobei ich aber auch bemerkt haben wollte, dass man fremde Leute auf der Strasse nicht von der Seite her anschreit. Wir haben uns auf dieser Ebene gefunden und für einen Moment moralisch eingependelt. Immerhin. Doch inhaltlich gab das Gespräch nicht mehr her. Und Brüssel ist rund um den Bahnhof Süd nicht weiter erwähnenswert. (dsa)

**Hoi Mami, du, der süsse Kassenwichtel kehrt zurück!**

**Was man nicht zu wissen braucht** Klar, ich hätte auch anrufen können. Oder ein Mail schicken, wobei sie dieses moderne Digitalzeugs nicht wirklich interessiert. Supersympathisch wäre natürlich die handgeschriebene Postkarte gewesen, doch dann hätte ich das Büro verlassen müssen, und gestern hats gerechnet, und auf nasse Kleider hatte ich echt keine Lust. Darum hab ich mich dann für die Variante Zeitung entschieden – einerseits, weil man die wenigen Privilegien, die man als Journalist genießt, ab und zu auskosten sollte, andererseits, weil ich weiss, dass sie es so wirklich mitkriegt: Sie konsumiert den «Tagi» nämlich jeden Tag. Sie – siehe Titel – ist meine Mutter (darum auch die «Was man nicht zu wissen braucht»); alle anderen müssen das eigentlich gar nicht lesen), die sich vergangene Weihnachten schwer in diese Wichtelfigürchen vergrückte, die es an der Migros-Kasse gab und die zu richtigen Werbefilmstärchen wurden. Ja, und nun gibts heuer einen neuen Wichtelfilm, und diese frohe Botschaft wollte ich ihr einfach rasch mitteilen. Das wärs auch schon. (thu)